

## ARBEIT UND WERTEWANDEL – MEHR MYTHOS ALS REALITÄT?

Von sinkender Arbeitszufriedenheit, schwindender Arbeitsethik und „vergiftetem“  
Arbeitsleben als deutscher Sondersituation\*

Von Karl-Heinz Reuband

### I. Einleitung

In der Bundesrepublik scheint sich ein dramatischer Wertewandel zu vollziehen. Er betrifft vor allem die Arbeit als wichtiges Verbindungsglied zwischen Individuum und Gesellschaft und als wichtiges Element gesellschaftlicher Prosperität. Immer mehr Menschen scheinen sich von ihr abzuwenden. Ihre Arbeitsfreude nimmt ab; ihr Glück suchen sie in der Freizeit, und sie sind weniger bereit als früher, sich am Arbeitsplatz einzusetzen. *Elisabeth Noelle-Neumann* spricht unter Verweis auf eigene Langzeitbeobachtungen von einer geradezu „unfaßbaren“ Abnahme an Arbeitsmoral und Arbeitszufriedenheit (*Noelle-Neumann* 1983b). Die Deutschen wären davon besonders betroffen und gefährdet. Die Unlust an der Arbeit, so betont sie immer wieder, sei eine „deutsche Spezialität“ (zit. nach *Süddeutscher Zeitung* 24./25.11.84, vgl. auch *Noelle-Neumann* 1983c). Einst stolz auf ihre Arbeitsleistungen, hätten sie ihre traditionellen Tugenden aufgegeben und würden sich nun der Muße hingeben. Im Vergleich zu anderen Ländern nähme diese Entwicklung katastrophale Formen an, drohende Gefahren werden beschworen. Als eindrucksvoller Beleg gilt die international vergleichende Studie „Jobs of the 80s“ aus dem Jahre 1982, bei der das Institut für Demoskopie die Erhebung für die Bundesrepublik übernahm. „Warum distanziert sich die Mehrheit der deutschen Arbeitnehmer von ihrer Arbeit in einem Ausmaß, daß man sich international über die deutsche Arbeitsmoral die Augen reibt?“ (S. 129).

Wohl selten haben sozialwissenschaftliche Befunde derart hohe Aufmerksamkeit und Publizität erfahren wie diese. *Elisabeth Noelle-Neumann* spricht von einem „Schock“, den die Ergebnisse der internationalen Untersuchungen im Ausland und im Inland ausgelöst hätten (S. 191). Die Feststellung über die deutsche Arbeitsmoral „erregt

\* Die Studie, auf die sich die folgende Diskussion in erster Linie bezieht, ist die von *Elisabeth Noelle-Neumann* und *Burkhard Strümpel*, *Macht Arbeit krank? Macht Arbeit glücklich? Eine aktuelle Kontroverse*, München: Piper Verlag 1984. Alle Seitenzahlen ohne explizite Autorenangabe im folgenden Text beziehen sich darauf. In dieser Arbeit werden paradigmatisch u. a. einige der Probleme deutlich, die in neueren Veröffentlichungen zu Arbeitsethik und Wertewandel und z. T. auch in anderen Publikationen der Autoren zutage treten. Die vorliegende Abhandlung ist keine Gesamtdarstellung des Inhalts und Würdigung aller angesprochenen Aspekte des Buches. Es geht vielmehr darum, die wichtigsten Befunde und Thesen, die unter der Perspektive des Wertewandels zugleich allgemein von Interesse sind, kritisch zu beleuchten.

nun schon seit Wochen Aufsehen“, schreibt die Frankfurter Allgemeine Zeitung (16.7.83). In den Medien findet das Thema breite Resonanz (*Randolph Vollmer* 1984, S. 41; vgl. auch S. 165). Das Berliner Aspen-Institut veranstaltet eigens fünf Seminare, auf denen Vertreter der Sozialpartner, der Parteien, des Staates und der Medien die Ergebnisse der internationalen Untersuchung kommentieren. Andere Tagungen rücken das Thema in den Vordergrund der Diskussion (*Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny* und *Friedhelm Gebrmann* 1984).

Die Ergebnisse des Vergleichs und die Befunde über langfristigen Wandel in der Bundesrepublik bilden den Gegenstand eines Briefwechsels zwischen den beiden Leitern des deutschen Teils des internationalen Projekts – *Burkhard Strümpel* und *Elisabeth Noelle-Neumann*. Es ist der Versuch einer Deutung aus jeweils unterschiedlicher Perspektive. Der Briefwechsel ist von vornherein nicht als ein informeller Austausch von Meinungen konzipiert, sondern als Grundlage einer späteren Publikation. In mehreren Exemplaren vervielfältigt und vorab verteilt, zieht er schnell die Aufmerksamkeit der Experten auf sich. Unser halbfertiger Briefwechsel „zirkuliert wie ein Samisdat“, berichten sie; Kollegen melden sich „an- und aufgeregt“ (S. 165) zu Wort. Dieser Briefwechsel, von vielen langerwartet, hat in dem Ende 1984 erschienenen Buch „Macht Arbeit krank? Macht Arbeit glücklich?“ seinen Niederschlag gefunden. Es dokumentiert die empirischen Befunde und ihre unterschiedlichen Deutungen. Fehlt es auch nicht an einer parallel dazu erschienenen Publikation, die ebenfalls die Frage der Arbeitsorientierungen auf prinzipiell der gleichen Materialbasis aufgreift (*Michael von Klipstein* und *Burkhard Strümpel* 1984), so stellt doch diese Arbeit bislang die umfassendere Materialsammlung für die Bundesrepublik dar. Frühere Zusammenstellungen von Trends (besonders *Noelle-Neumann* 1978) werden fortgeschrieben, z. T. ausführlich dargestellt und diskutiert. Dem Buch kommt zweifelsohne eine Schlüsselstellung in der neueren Diskussion über die Arbeitsethik und den Wertewandel allgemein zu.

Die Kontroverse und die ihr zugrundeliegenden Befunde haben relativ früh zu ersten kritischen Stellungnahmen und Abhandlungen innerhalb der Sozialwissenschaften geführt. Manche Autoren glauben, nicht das Leistungsprinzip per se habe sich geändert, sondern lediglich seine Formen. Oder sie verweisen auf die gewandelte moderne Arbeitswelt, die eine andersgeartete Orientierung voraussetzt und vieles, was als Wertewandel beklagt wird, geradezu funktional erfordert (vgl. u. a. *Vollmer* 1984, *Roland Habich* 1985, *Gerhard Schmidtchen* 1985). Doch welche Kritik auch im einzelnen vorgebracht wird, die meisten Autoren nehmen bemerkenswerterweise die Befunde als Beschreibung sozialer Realität des Arbeitslebens und hinterfragen sie nicht weiter. Auch *Strümpel* und *Noelle-Neumann* gehen trotz aller Unterschiede in den Perspektiven letztlich von einer *gemeinsamen* Definition von Trends und internationalen Besonderheiten, so wie sie sich in ihren Daten ausdrücken, aus. Im folgenden sollen einige Zweifel am Ausgangsmaterial und ihrer Deutung vorgebracht werden. Uns geht es nicht um den Gegenstand der Kontroverse, welcher sich auf die Ursachen des Wandels konzentriert. Wir wollen auch nicht der Frage nachgehen, inwieweit Einstellungen etwas über Handeln aussagen und die Diagnose sinkender Arbeitsmoral auf Verhaltens-ebene tatsächlich zutrifft (*Noelle-Neumann* ist hier selbst recht widersprüchlich)<sup>1</sup>. Wir

setzen auf einer Stufe niedriger und damit bei grundlegenden Aspekten an: bei der empirischen Basis der Aussagen, den verwendeten Indikatoren und den beobachteten Antwortmustern. Es geht um die Deskription von Trends, die internationale „Sondersituation“ und deren Generalisierbarkeit<sup>2</sup>.

## II. Sinkt die Arbeitszufriedenheit und Arbeitsmoral der Deutschen?

Die Ausgangssituation scheint auf den ersten Blick klar und eindeutig: Auf die Frage, ob sie mit ihrer jetzigen Arbeit voll und ganz befriedigt sind oder nur zum Teil oder überhaupt nicht, zeigt sich in der Bundesrepublik seit Ende der 60er Jahre ein Abwärtstrend. „Voll und ganz“ sind immer weniger Erwerbstätige zufrieden (S. 9). Man mag geneigt sein, diesen Trend als gesichert anzusehen, belegen doch andere Daten des Instituts im Vergleich 1953–1979 ebenfalls einen Rückgang der Arbeitszufriedenheit. Daß die eigene Arbeit „immer interessant“ ist, behaupten 1953 50 % der Berufstätigen, 1979 nur noch 38 % (*Institut für Demoskopie* 1981a, S. 57; *Noelle-Neumann* 1983a, S. 58). Doch bei näherem Hinsehen entstehen Zweifel. Es sind Zweifel, die bereits an der Frage anknüpfen, ob die gelieferte Beschreibung überhaupt etwas über die Entwicklungsrichtung der Arbeitszufriedenheit aussagt. Die ersten Indizien in dieser Richtung entstammen der Arbeit von *Noelle-Neumann* und *Strümpel* selbst: aus Befunden, die in der Arbeit mit abgedruckt, aber in der Diskussion um die sinkende Arbeitsfreude unzureichend berücksichtigt sind. Eine ganze Reihe von Indikatoren weisen dort auf eine gleichbleibende, wenn nicht gar steigende Zufriedenheit mit der Arbeit hin: Die Zahl derer, die von sich sagen, der Beruf fülle sie ganz aus, gebe dem eigenen Leben Sinn, bleibt seit 1967 bis in die 80er Jahre hin konstant. Die Zahl derer, die ihre Arbeit interessant finden, sich im Betrieb wohlfühlen, steigt an (S. 38ff.). Konstruiert man ein summarisches Maß für Zufriedenheit aus den einzelnen (vorgegebenen) positiven und negativen Arbeitsplatzbeschreibungen und vergleicht dies über Zeit, so findet man seit Beginn der 60er Jahre eine kontinuierlich wachsende positive Bilanzierung. Es wäre zu einfach, sie als objektive Erfassung des Arbeitsplatzes zu deuten und mit der globalen Arbeitszufriedenheit als subjektives Moment zu kontrastieren (so auf S. 37, 67). Was – zumal bei den positiven Beschreibungen – im vorliegenden Falle zweifelsohne mit eingeht, ist das *subjektive* Erleben dieser Bedingungen, und als solche sind sie als Elemente des Konstrukts „Arbeitszufriedenheit“ anzusehen<sup>3</sup>.

Nicht nur die Befunde der eigenen Erhebungen relativieren den Eindruck sinkender Arbeitsfreude. Auch Befunde aus anderen Untersuchungen sprechen dagegen. So wurde z. B. in der Allensbacher Langzeitstudie gefragt, ob man – wenn man noch einmal von vorne anfangen könnte – den jetzigen Beruf wiederwählen würde. Unter den Berufstätigen stieg die Zahl der Zustimmenden zwischen 1953 und 1979 von 41 % auf 49 %. Zugleich wuchs die Zahl derer, die in ihrem jetzigen Betrieb und am gleichen Arbeitsplatz bleiben wollten, von 41 % auf beeindruckende 64 % (*Institut für Demoskopie* 1981a, S. 55). Es wäre zu einfach, diese Entwicklung als bloße Folge einer wachsenden Abneigung gegenüber einem Wohnortwechsel abzutun. Berufswechsel dürfte, zumal in der Bundesrepublik, nur in der Vorstellungswelt weniger Befragter

mit einem Wechsel des Wohnorts einhergehen. Und die Frage, ob man den Beruf wieder ergreifen würde, gilt gerade in der Forschung zur Arbeits- und Berufszufriedenheit (im Vergleich zur Frage nach der allgemeinen Arbeitszufriedenheit) traditionell als ein besonders „harter“ Indikator (vgl. z. B. *John P. Robinson* 1969, S. 27). Zweifel drängen sich auch aufgrund von Studien anderer Institute auf. 1973 und dann wieder 1980/81 erfaßte *infas* detailliert Arbeitsbedingungen und Arbeitszufriedenheit in der Bundesrepublik. Es ist die gleiche Zeit, die nach den Allensbacher Daten durch eine sinkende Arbeitsfreude geprägt ist. Statt eines Rückgangs in der positiven Beurteilung gibt es bei *infas* eine klare Konstanz der Verhältnisse. Diese dokumentiert sich auf der Ebene einzelner Bewertungen – Arbeitsplatz, Betriebsklima etc. – wie auf der Ebene der globalen Arbeitszufriedenheit (*Bundespresse- und Informationsamt* 1982, S. 136 ff., *Reinhard Rudat* 1985).

Wie kann es zu derart diskrepanten Befunden zwischen Umfragen des gleichen Instituts und Umfragen verschiedener Institute kommen? Der Schlüssel liegt vermutlich in sich wandelnden Konnotationen, die mit den favorisierten *globalen* Allensbacher Fragen zur Arbeitszufriedenheit verbunden sind. Die Begriffe zur positiven Kennzeichnung der Arbeit haben den Charakter einer geradezu emphatischen Bejahung. Dies gilt besonders bei der Frage, die im Langzeitvergleich 1953–1979 (*Institut für Demoskopie* 1981a) verwendet wurde. Für kaum jemanden wird die Arbeit „immer“ interessant sein. Selbst wenn ihn die meisten Tätigkeiten interessieren, wird er ab und zu Aufgaben zu erbringen haben, die ihn weniger faszinieren. So gesehen ist die zunehmende Abkehr von der Antwortkategorie „immer interessant“ Ausdruck einer realistischeren Einschätzung. Eine Verschiebung zu differenzierteren Kategorisierungen hin gibt es auch bei anderen Themen – sie spiegelt womöglich eine allgemein veränderte Sichtweise gegenüber der sozialen Realität wider<sup>4</sup>. Faßt man die Kategorien „immer“ und „meistens interessant“ zusammen, so müßten die vermuteten Änderungen in der Wahrnehmung und im Sprachverständnis als Störquelle ausgeschaltet werden. Von einem Rückgang der Zufriedenheit ist dann nichts mehr zu erkennen: die Angaben belaufen sich 1953 auf 80 %, 1979 auf 84 % Zufriedenheit (errechnet nach *Institut für Demoskopie* 1981a, Tab. 5).

Sprachliche Probleme sind auch im Falle des anderen, insgesamt am häufigsten verwendeten Indikators existent. „Würden Sie sagen, daß Ihre jetzige Arbeit Sie voll und ganz befriedigt, nur zum Teil oder überhaupt nicht?“ Wiederum fehlt eine akzeptable Mittelkategorie, hier zwischen „voll und ganz“ und „nur zum Teil“ zufrieden. Manche Befragte mit positiver Grundhaltung werden die Kategorie „nur zum Teil“ wählen, weil sie Einzelaspekten Kritik entgegenbringen. Leider unterlassen es *Noelle-Neumann* und *Strümpel* in ihrer Übersicht (S. 9), die drei Antwortkategorien gesondert auszuweisen. Sie fassen die Antworten „nur zum Teil“ und „überhaupt nicht zufrieden“ zusammen. Diese Vorgehensweise führt zu Fehlschlüssen: Beläßt man die Angaben in ihrer ursprünglichen Form, so relativiert sich der Eindruck schwankender Arbeitszufriedenheit. Was sich ändert, ist nämlich lediglich die Zahl der emphatisch und konditional Antwortenden. Immer wenn der Anteil der „voll und ganz“ Zufriedenen sinkt, steigt die Zahl der „teilweise“ Zufriedenen an und vice versa. Die Quote der Unzufriedenen bleibt über den gesamten Zeitraum hinweg praktisch gleich (*Abbildung 1*)!

Nehmen wir nun aber einmal zugunsten der beiden Autoren an, die verwendeten globalen Indikatoren indizierten einen Wandel in der Intensität der Arbeitsfreude. Dann fragt sich als nächstes, wie angemessen er diskutiert wird. Erst seit Mitte der 60er Jahre läßt die Freude an der Arbeit so auffallend nach, heißt es (S. 67). Gedeutet wird dies als Folge langfristigen Wertewandels. *Elisabeth Noelle-Neumann* sieht die Medien und Veränderungen in den Erziehungspraktiken als entscheidende Einflußgrößen. *Burkhard Strümpel* verweist auf Arbeitsbedingungen. In beiden Fällen bleibt unge-

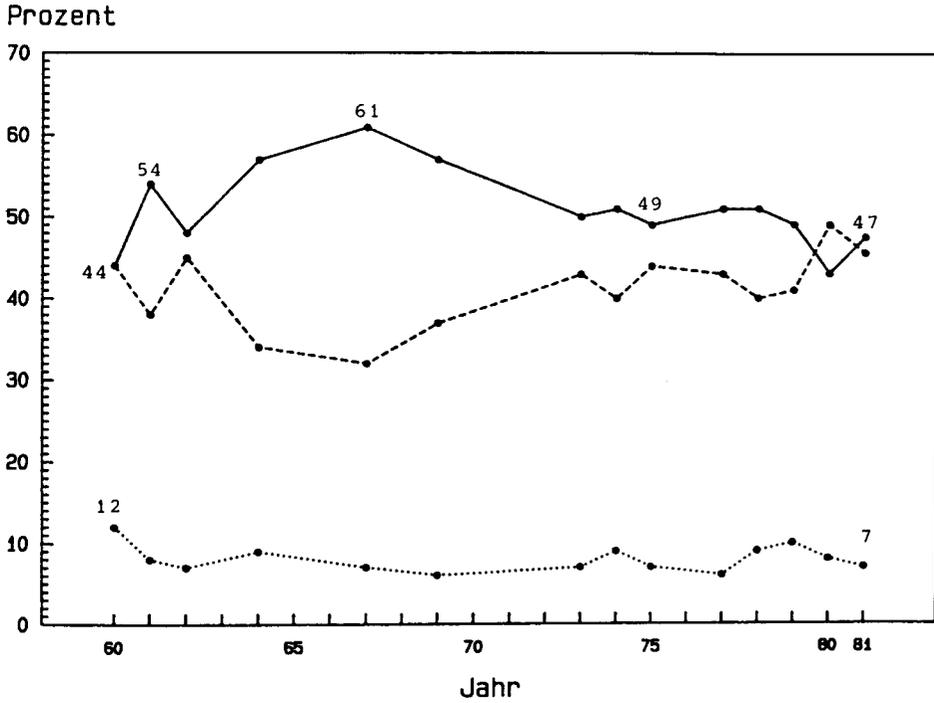


Abbildung 1: Arbeitszufriedenheit im Zeitverlauf (in %)

Voll und ganz —●—  
 Nur zum Teil - - - ● - - -  
 Überhaupt nicht/keine Angabe .....●.....

Frageformulierung: „Würden Sie sagen, daß Ihre jetzige Arbeit Sie voll und ganz befriedigt, nur zum Teil oder überhaupt nicht?“ Erhebungen des Instituts für Demoskopie, Berufstätige in der Bevölkerung der Bundesrepublik, N der Gesamtstichprobe zwischen 1000 und 2000 Befragte.

Quelle: Tabelle des Instituts für Demoskopie, aus der Indikatoren-Sammlung von H. Meulemann.

klärt, wieso zu Beginn der 60er Jahre die Arbeitszufriedenheit in etwa das gleiche Niveau innehatte wie heute. Der Höhepunkt in der Zufriedenheit „voll und ganz“ liegt in der zweiten Hälfte der 60er Jahre. Die späteren wie die früheren Zahlen liegen niedriger. Nicht der Rückgang, sondern der Höhepunkt in der zweiten Hälfte der 60er Jahre ist das eigentlich Erklärungsbedürftige.

### III. Hedonismus als neues Wertemuster?

Die Arbeitszufriedenheit stellt für Noelle-Neumann und Strümpel nur einen von mehreren Indikatoren zur Messung der Arbeitshaltung dar. Daneben beziehen sie sich vor

allem auf zwei weitere Fragen: „Welche Stunden sind Ihnen am liebsten: die Stunden während der Arbeit oder die Stunden, während sie nicht arbeiten, oder mögen Sie beide gern?“ Und: „Glauben Sie, es wäre am schönsten zu leben, ohne arbeiten zu müssen?“ Die Zahl derer, welche die Stunden während der Arbeit – allein oder mit der Freizeit kombiniert – vorziehen, sinkt zugunsten der rein Freizeitorientierten von 61 % im Jahre 1962 auf 50 % im Jahre 1982. Die Zahl derer, die ein Leben ohne Arbeit am schönsten fänden, steigt unter den Berufstätigen von 15 % im Jahre 1962 auf 26 % im Jahre 1976 (S. 9). Gedeutet wird dieser Trend als Verlust der Arbeitsfreude, zugleich aber auch als ein Wandel in der allgemeinen Haltung zur Arbeit. Verlust der Arbeitsfreude und zunehmender Hedonismus werden gleichsam unter der Hand gleichgesetzt. Wo immer von Arbeitszufriedenheit gesprochen wird, ist gleichzeitig die Zentralität der Arbeit im Leben des einzelnen gemeint. Und wo die Rede davon ist, welche Stunden einem lieber wären, wird synonym von „Arbeitsfreude“ gesprochen.

Empirisch gesehen dürfte ein Zusammenhang sicherlich gegeben sein. Nur analytisch ist es keine angemessene Sichtweise, und diese Fehleinschätzung versperrt den Blick zum Verständnis des Phänomens. Jemand, der am Arbeitsplatz unbefriedigt bleibt, wird zwar versuchen, im Freizeitbereich eine gewisse Kompensation zu finden, doch über die subjektive Relevanz der Arbeit ist damit noch nichts ausgesagt: Gerade die Personen, die stark im Beruf engagiert sind, mögen bei unbefriedigenden Arbeitsverhältnissen in hohem Maße Unzufriedenheit entwickeln. Sie haben höhere Erwartungen und reagieren deshalb sensibel. Unzufriedenheit läßt sich mit geringer wie hoher subjektiver Relevanz der Arbeit verbinden.

Die Frage nach den liebsten Stunden am Tage enthält eine Komponente, die über die nach der Arbeitszufriedenheit hinausgeht und einen eigenständigen Stellenwert innehat. Was sie mißt, ist das *relative* Gewicht von Arbeit und Nichtarbeit für das allgemeine Lebensgefühl. Dem einen Bereich werden nicht notwendigerweise positive Emotionen abgezogen, so man im anderen vermehrte Befriedigung erfährt. Es genügt bereits, wenn innerhalb des Freizeitbereichs Ereignisse und Tätigkeiten eine Aufwertung erfahren, um die Relationen zu verschieben. Wer sich stärker der Familie und den eigenen Kindern zuwendet oder durch andere, neue Aktivitäten in der Freizeit fasziniert ist, wird der Zeit außerhalb der Arbeit eine vermehrte Bedeutung einräumen. So gesehen, ist der von *Noelle-Neumann* festgestellte Zusammenhang Mitte der 60er Jahre zwischen Anschaffung eines Fernsehgeräts und vermehrter Hochschätzung der Nichtarbeitszeit (eingehender dazu *Noelle-Neumann* 1978, S. 80) nicht notwendigerweise Folge der vermittelten Kommunikationsinhalte. Der Grund ist wohl banaler: er liegt in der Attraktivität dieses Mediums in der damaligen Zeit. Ein Fernsehgerät hatten 1964 erst 55 % der Haushalte (*Marie-Luise Kiefer* 1982, S. 17). Angesichts der Neuartigkeit des Mediums mußte es auf die neuen Besitzer eine – wenn auch vorübergehende – hohe Faszination ausüben.

*Elisabeth Noelle-Neumann* verlegt sich statt dessen auf „Medienschelte“. Für sie ist es im wesentlichen die von den Medien vermittelte Wirklichkeit, welche den Menschen die Arbeitsfreude verleidet. Das klingt in ihren Beiträgen des Buches und massiv später wiederholt in Präsentationen der Untersuchung an: mit der Verbreitung „eines falschen Begriffs von Selbstverwirklichung“ wären

die Medien an der Misere schuld (zit. nach Süddeutsche Zeitung vom 24./25.11.1984). Experimentell versucht sie – über verschiedene Frageformulierungen – „Medieneinfluß“ zu simulieren: indem sie das, was sie sich unter der „Mediensprache“ vorstellt, mit der „Alltagssprache“ konfrontiert. „Die moderne Arbeitswelt ist monotoner geworden, und der einzelne ist gegenüber seiner Arbeit immer mehr entfremdet“, heißt es auf der einen Seite. „Der einzelne hat heute weniger Freude an der Arbeit als die Menschen früher“, in der anderen, in der Alltagssprache formulierten Version. Die gegenübergestellte positive Alternative ist jeweils identisch: „Die Arbeit macht mehr Freude als früher. Die Arbeitsplätze sind schöner und besser ausgerüstet, die Arbeit selbst ist interessanter geworden“ (S. 37). In der ersten, kompliziert klingenden Version stimmen mehr Menschen der Negativaussage zu als in der zweiten Version. Nur: den Beweis, daß der von ihr postulierte Sprachgebrauch in den Medien üblich ist und ihr Ergebnis Medieneinfluß belegt, bleibt die Autorin schuldig. Medienberichterstattung läßt sich nicht auf einzelne Sätze reduzieren. Was gemessen wird, sind allenfalls die Verwirrungen, die sich beim Befragten einstellen, wenn man mal geläufige und mal weniger geläufige Begriffe verwendet. Und vermutlich trifft nicht einmal das zu: die Frageformulierungen sind funktional keineswegs äquivalent. Es werden verschiedene Aspekte gemessen. Der Aussage, die „moderne Arbeitswelt ist monotoner geworden ...“, steht die bloße Aussage über Arbeit, die weniger Freude macht, gegenüber<sup>5</sup>.

Nicht nur das Fernsehen ist seit den 60er Jahren neu auf den Plan getreten. Die gesamte Freizeit hat sich geändert. Die Zahl der Aktivitäten in der freien Zeit, die das Leben ausfüllen und Zufriedenheit schaffen können, hat sich erhöht. Mehr Menschen als früher treffen sich mit Freunden und Bekannten, treiben Sport (Noelle-Neumann 1978, S. 103 ff.; Institut für Demoskopie 1981a, S. 30 ff.), haben die ökonomischen Ressourcen, ihren Hobbies nachzugehen. Mehr langlebige Konsumgüter stehen im Haushalt – auch zu Unterhaltungszwecken – zur Verfügung (Pavel Uttitz 1985). Die Zahl der Wahlmöglichkeiten hat sich vergrößert. Veränderungen in der freien Zeit kommen hinzu: Seit den 50er Jahren ist die Zahl freier Stunden für den einzelnen langfristig gewachsen (Bundespresse- und Informationsamt 1982). Diese Erhöhung ist weniger durch eine fortlaufende Reduktion der Arbeitszeit als durch Umstrukturierung auf die 5-Tage-Woche bedingt (Erwin K. Scheuch 1977). In dem Maße, wie die Arbeitszeit im Alltag reduziert wird und die freie Zeit quantitativ und qualitativ – im Erleben als eine eigenständige kompakte Zeiteinheit – an Bedeutung gewinnt, könnte das Erleben des Alltags eine gewisse Neuakzentuierung erfahren haben: Die Freizeit gewinnt *relativ* zur Arbeit als Quelle von Erfahrung subjektiv an Bedeutung.

Die neuen Attraktionen in der freien Zeit verlangen nicht selten ein hohes Maß an Engagement und auch Selbstdisziplin: Viele der Tätigkeiten, die früher im Rahmen von Dienstleistungen durch andere erbracht wurden, werden nun – als Hobby definiert – in der freien Zeit selbst durchgeführt. Und sie verlangen oft eine nicht minder große Sorgfalt, wie sie am Arbeitsplatz in der Regel gefordert ist. Auch ist nicht einmal auszuschließen, daß sich im Wandel der Bewertung eine veränderte Wertschätzung des familiären Lebens ausdrückt: der Ort der freien Zeit entfällt größtenteils auf die Familie. Steigende Partnerorientierung und subjektiv aufgewertete Beschäftigung mit den Kindern, die sich – im Rahmen der Geschlechterrollenangleichung – zunehmend auch auf den Mann ausdehnt, müßte ebenfalls dazu führen, daß man die freie Zeit vermehrt als Quelle positiver Erlebnisse schätzt. Und manche Indizien sprechen in der Tat für eine derartige langfristig steigende Familienzentriertheit der Bundesbürger: Vor allem unter den Männern ist seit 1953 der Anteil derer gestiegen, die in ihrem

Ehepartner eine Vertrauensperson sehen, sich gerne mit ihm unterhalten (*Institut für Demoskopie* 1981a, S. 34f.).

Um die Veränderungen in der Bewertung von Arbeit und freier Zeit als „liebste Stunden“ zu erfassen, begnügen wir uns nicht – wie *Noelle-Neumann* und *Strümpel* – mit den Berufstätigen. Wir beziehen die Gesamtbevölkerung aus zwei Gründen mit ein. Allgemein postuliert wird ja ein Wertewandel, der sich auf der Ebene der Bevölkerung und nicht nur der Erwerbstätigen ereignet hat. Ausschließlich die Erwerbstätigen zu betrachten (so in vielen Tabellen bei *Noelle-Neumann* und *Strümpel* geschehen, ähnlich *Noelle-Neumann* 1978), ist nicht ohne Probleme: die Struktur der Erwerbstätigkeit in der Bundesrepublik ist seit den 60er Jahren nicht gleichgeblieben (*Bundespresse- und Informationsamt* 1982, S. 109ff.; *Institut für Demoskopie* 1981a, S. 49ff.). Stellt man Veränderungen in den Werten fest, weiß man letztlich nicht, ob es sich um einen Kompositionseffekt handelt oder einen genuinen Wertewandel in der Gesamtbevölkerung. Nach *Noelle-Neumann* ist die geänderte Haltung zur Arbeit ohnehin nicht auf die Erwerbstätigen beschränkt. Sie glaubt, Analogien bei Hausfrauen vorfinden zu können. Diese Beobachtung spricht dafür, über die Berufstätigen hinaus die Gesamtbevölkerung in die Betrachtung mit einzubeziehen. Das hat zudem den Vorteil, über eine komplettere Zeitreihe zu verfügen. Sie deckt auch die neuesten Entwicklungen in den 80er Jahren mit ab.

Das Bild, das sich darbietet, ist alles andere als eindrucksvoll. In *Abbildung 2* haben wir die Angaben zu den „liebsten“ Stunden zum einen für die Berufstätigen, zum anderen für die Gesamtbevölkerung eingetragen. In beiden Fällen ist der Wandel nur relativ schwach. In der Gesamtbevölkerung wird die Arbeitszeit 1962 zu 64 %, 1980 zu 53 % und 1983 zu 58 % favorisiert (fast immer in Kombination mit der freien Zeit). Die Zahl derer, die ausschließlich die Stunden in der freien Zeit als „liebste“ Stunden bezeichnen, steigt parallel von 26 % auf 36 % an. Das sind nicht mehr als 10 Prozentpunkte Unterschied. Bei den Berufstätigen liegen die Verhältnisse nicht viel anders. 1962 zählen 58 % die Arbeitszeit zu den liebsten Stunden, im Herbst 1980 sind es 46 %. Wenn es sich bei dieser Entwicklung um einen allgemeinen Trend in Industriegesellschaften handelt – und unsere Deutungen geänderter Optionschancen in der Freizeit würden das nahelegen –, müßte es analoge Veränderungen in anderen Ländern geben. Dann wäre es nicht, wie von *Noelle-Neumann* und *Strümpel* behauptet, ein deutsches Spezifikum, das aus spezifisch deutschen Bedingungen heraus erklärt werden müßte. In der Tat weisen Umfragedaten auf parallele Entwicklungen im Ausland hin. Bei einer gleichzeitigen Stabilität in der Arbeitszufriedenheit (*Public Opinion* 1980, S. 30f., 1981, S. 29) nahm in den USA zwischen 1955 und 1980 die Zahl der Menschen zu, welche aus der freien Zeit im Vergleich zur Arbeitszeit Befriedigung zogen (*Norval D. Glenn* und *Charles Weaver* 1982, S. 464)<sup>6</sup>. Ähnlich die Situation in Schweden. Auch hier stieg zwischen 1955 und 1981 die Zahl derer, denen die Freizeit die meiste Zufriedenheit verschaffte (*Hans Zetterberg* und *Greta Frankel* 1981, S. 42). Die Frage, welche Stunden die liebsten wären, hat unserer Meinung nach eine nicht unproblematische Indikatorqualität: Zwei Aspekte gehen in ihre Beantwortung ein. Eine Veränderung kann auch dadurch zustandekommen, wenn positive Erlebnisse in der freien Zeit das Lebensgefühl stärker bestimmen. An der Bedeutsamkeit des Berufs muß sich nichts geändert haben. Dieses Problem wird bei einer *infas*-Frage an Erwerbstätige vermieden: gefragt wird nach der Wichtigkeit verschiedener Lebensbereiche, auf Arbeit und Beruf einerseits und Familie und Freizeit andererseits bezogen. In der

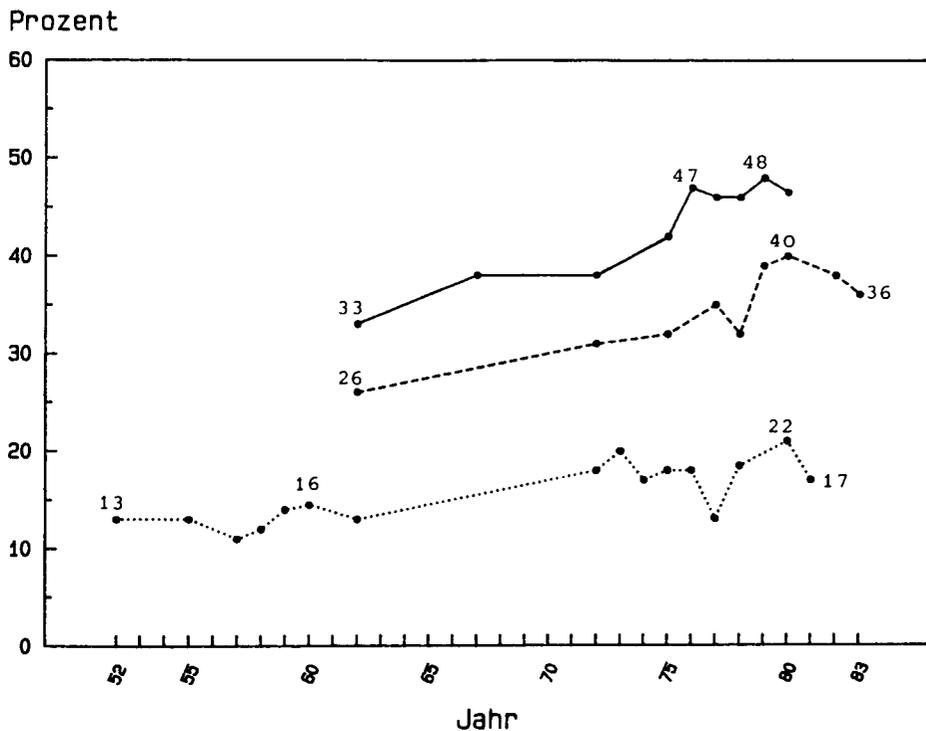


Abbildung 2: Einstellungen zur Arbeit im Zeitverlauf (in %)

- Arbeitsfreie Zeit am liebsten (Berufst.) (1)
- - -●- - - Arbeitsfreie Zeit am liebsten (Ges. bev.) (1)
- .....●..... Leben ohne Arbeit am schönsten (Ges. bev.) (2)

**Frageformulierungen:** (1) „Welche Stunden sind Ihnen ganz allgemein am liebsten? Die Stunden während der Arbeit oder die Stunden, während Sie nicht arbeiten, oder mögen Sie beide gern?“ (2) „Glauben Sie, es wäre am schönsten zu leben, ohne arbeiten zu müssen?“ Umfragen des Instituts für Demoskopie, Bevölkerung in der Bundesrepublik Deutschland, N der Gesamtstichprobe zwischen 1000 und 2000 Befragte. Bei mehreren Angaben pro Jahr haben wir die Zahlen gemittelt. Ergebnisse aus Paneluntersuchungen haben wir, des Panelverlustes wegen, nicht miteinbezogen.

**Quelle:** (1) für die Gesamtbevölkerung Noelle-Neumann und Piel (1983, S. 434), für die Berufstätigen bis einschl. 1978 Noelle-Neumann (1978, S. 81), die restlichen Angaben aus der Indikatoren-Sammlung von H. Meulemann. (2) Indikatoren-Sammlung von H. Meulemann.

gleichen Zeit, in der von Noelle-Neumann und Strümpel ein dramatischer Erdbeben in der Haltung postuliert wird, tritt hier Stabilität zutage. 1973 wie 1981 hielten die befragten Arbeitnehmer „Familie und Freizeit“ zu 70 %, „Arbeit und Beruf“ zu 14–16 % für wichtiger, der Rest machte keine Angabe (Presse- und Informationsamt 1982, S. 132, Rudat 1985).

Im Rahmen eines differenzierteren Katalogs verschiedener Lebensbereiche wurde im ALLBUS 1980 die subjektive Zentralität von Arbeit und Beruf ermittelt. Die Frage knüpft – leicht modifiziert – an Fragen an, die 1973 und 1976 in bundesweiten Erhebungen gestellt worden waren. Dabei zeigt sich: die Familie („eigene Familie und Kinder“) nimmt (hier auf die Gesamtbevölkerung bezogen) zu allen drei Zeitpunkten den höchsten Wert ein. 1973 folgt an zweiter Stelle „Freizeit und Erholung“ und dann erst „Beruf und Arbeit“, 1976 und 1980 ist die Reihenfolge umgekehrt: Der Beruf folgt an zweiter Stelle, Freizeit und Erholung an dritter Stelle. Setzt man die jeweiligen Prozentangaben für die Einstufung des Lebensbereichs als „sehr wichtig“ miteinander in Beziehung, so kommt man auf eine praktisch gleichgebliebene Relation von Familie und Beruf (von rund 1.5). Die Relation von Freizeit und Erholung zu Arbeit unterliegt stärkeren Schwankungen. Von einer zunehmenden Bedeutung des Freizeitbereichs – in der Einstufung als zentraler Lebensbereich – ist jedoch nichts zu erkennen (errechnet nach *Rolf Porst* 1980, S. 10). Konstanz und nicht Wandel ist der vorherrschende Eindruck ebenfalls im Falle des zweiten Indikators für Interesse an der Arbeit, der von *Noelle-Neumann* und *Strümpel* verwendet wird: Leben ohne Arbeit als erwünschter Lebensstil. Die breiteste Zeitreihe, die zur Verfügung steht, umfaßt die Gesamtbevölkerung<sup>7</sup>. In den 50er Jahren und frühen 60er Jahren hätten ein Leben ohne Arbeit zwischen 11 % und 14 % der Befragten vorgezogen. In den 70er Jahren liegen die Zahlen etwas höher, zum Teil bis 20 %. Aber der Wandel ist nicht nur schwach, die Angaben zeichnen sich – übrigens ebenso wie die zuvor zitierten Indikatoren – zudem durch erhebliche Schwankungen von Jahr zu Jahr aus: Im Jahre 1976 beträgt die Zustimmungsrate z. B. nicht mehr um 20 %, sondern 16 %, 1977 13 %, 1981 15 % (*Noelle-Neumann* und *Edgar Piel* 1983, S. 431, *Heiner Meulemann* 1983, S. 779).

Nun wird von *Noelle-Neumann* immer wieder die herausgehobene Stellung der jüngeren Generation betont. Die Jugend repräsentiere am meisten die neue Wertorientierung und würde die deutsche Sondersituation entscheidend prägen. Dabei werden mehr implizit als explizit die beobachteten Altersunterschiede als Generationseffekt gedeutet. Daß sich darin Alters- bzw. Lebenszykluseffekte ebenfalls abbilden können und zukünftiger Wandel damit gar nicht prognostiziert wird (*Norman G. Ryder* 1965, *Glenn* 1977, *Reuband* 1980), bleibt unthematisiert. Jüngere haben sich schon immer in Umfragen durch größeren Hedonismus ausgezeichnet als Ältere (z. B. *Bravo* 1966). Nur Trenduntersuchungen auf der Ebene der jeweils neu hinzukommenden Generation helfen weiter. Für die 16–29jährigen kommt man in den Umfragen des Instituts für Demoskopie 1973 auf einen Anteil von 30 %, der sich ein Leben ohne Arbeit als am schönsten vorstellen könnte. 1974 sind es 29 %, 1980 34 %, 1981 26 % (*Noelle-Neumann* 1976, S. 203, 1980, S. 317, *Noelle-Neumann* und *Piel* 1983, S. 431, *Peter Kmiecniak* 1976, S. 203). Die neueste verfügbare Umfrage in dieser Serie ist zugleich die mit der größten Befragtenzahl in der jüngeren Generation. Sie ist von dorthier als besonders verlässlich anzusehen. Danach sprachen sich unter den befragten 16–25jährigen im Frühjahr 1984 nur noch 17 % für ein Leben ohne Arbeit aus (*Noelle-Neumann* und *Erp Ring*, 1984, S. 148)<sup>8</sup>. Diese Angaben aber decken sich ziemlich genau mit denen der 50er und frühen 60er Jahre: Ein Leben ohne Arbeit fanden 1952 16 % der unter 30jährigen am schönsten, 1963 waren ebenfalls 16 % dieser Meinung (errechnet

nach *Friedrich Wetz* 1967, Tab. VII, 2; VII, 3 – jeweils Umfragen des Instituts für Demoskopie). Wie auch immer die Entwicklung zwischenzeitlich verlaufen sein mag, von dramatischem Generationswandel, der sich zu Beginn der 80er Jahre mehr denn je bemerkbar macht, bleibt nichts mehr übrig!

Trenddaten für einen längeren Zeitraum bieten ebenfalls zwei neuere Replikationsstudien aus dem Bereich der Jugendforschung. Danach nimmt unter den 16–18jährigen zwischen 1962 und 1983 die Zahl der reinen „Hedonisten“ (die meinen, man könne auch ohne Arbeit ein glückliches Leben führen) minimal zu. Was sich geändert hat, ist lediglich die Emphase, mit der Arbeit als alleiniger Lebenssinn betrachtet wird. Daß man nur durch Arbeit wirklich glücklich wird, glauben etwas weniger. Arbeit nimmt bei Jugendlichen nach wie vor einen zentralen Platz im Lebensverständnis ein (*Klaus R. Allerbeck* und *Wendy Hoag* 1985, S. 70). Daran ändert sich auch nichts, wenn man den zeitlichen Rahmen weiter ausdehnt. Unter den berufstätigen Jugendlichen im Alter zwischen 15 und 24 Jahren gaben 1955 in einer EMNID-Studie 59 % an, die Arbeit wäre für sie eine „befriedigende Tätigkeit“ bzw. „Erfüllung einer Aufgabe“; 1975 47 % und 1984 48 %. Leicht gestiegen ist die Zahl derer, welche die Arbeit als „schwere Last“, „notwendiges Übel“ oder „Möglichkeit, Geld zu verdienen“ betrachteten (*Fuchs* und *Zinnecker* 1985, S. 14). Die Einstellung zur Arbeit, hier eine Art Kompositum von Arbeitszufriedenheit und allgemeiner Haltung zur Arbeit<sup>9</sup>, hat sich damit langfristig lediglich um 11 Prozentpunkte verändert. Im Verlaufe von fast 30 Jahren ist das alles andere als ein beeindruckender Beweis für dramatischen Wandel.

Doch selbst wenn die Distanzierung zur Arbeit größer ausgefallen wäre, besagt das im Hinblick auf das Arbeitsethos nicht viel. Daß eine zunehmende Distanzierung von der Arbeit als Bezugspunkt der Lebensführung keine geänderte Haltung zu Leistungsnormen signalisieren muß (wie gewöhnlich unterstellt), deutet eine neuere Schülerstudie an. Dem Satz, „die Erfüllung des Menschen liege in seiner Arbeit“, stimmten unter den 15jährigen zwischen 1977 und 1983 immer weniger zu. In Übereinstimmung damit bekundeten etwas mehr, sie würden sich jahrelang wohlfühlen, auch wenn sie nicht arbeiten würden. Gleichzeitig aber stieg die Zahl derer, die von sich sagten: „Recht zufrieden bin ich erst, wenn ich eine Arbeit so gut gemacht habe, daß es besser kaum möglich ist“ (*Helmuth Fend* und *Hans Georg Prester* 1985, S. 61f., Abb. 7 und 8). In die gleiche Richtung gehen, auf der Basis von Querschnittsuntersuchungen, im übrigen auch Befunde des Instituts für Demoskopie. Mögen auch die Jugendlichen eher ein Leben ohne Arbeit schätzen – Erfolg in Schule und Beruf und Freude an der Arbeit wollen sie ebensowohl, wenn nicht noch etwas öfter als die Älteren haben. Der Wunsch nach Erfolg im Beruf wird mit sinkendem Alter tendenziell eher thematisiert (*Institut für Demoskopie* 1981b). Wer die Freizeit schätzt, muß seine Aufgaben nicht schlechter ausfüllen als jemand, der in der Arbeit einen zentralen Lebenssinn erblickt.

#### IV. Ein „vergiftetes“ Arbeitsklima als deutsche Besonderheit?

Mehr noch als die Befunde zu sinkender Arbeitshaltung der Deutschen haben die internationalen Befunde Aufmerksamkeit erregt. Sie sind es, welche Schlagzeilen in den Medien einbrachten. Sie sind es auch, welche – in Kombination mit den Befunden sinkender Arbeitsethik – dem Wertewandel eine besondere Brisanz verleihen. Das, was sich als spezifisch deutscher Verfall des Arbeitsethos andeutet, wird gar erst als der Anfang beschrieben. Untergliedert nach dem Alter des Befragten verschärft sich die Situation: die Jüngeren seien noch weniger auf die Arbeit hin orientiert als die Älteren. Bei keinem anderen Land würden derart starke Generationsunterschiede auftreten (S. 109).

Der Eindruck, daß die Deutschen weniger leistungsorientiert sind und die Jüngeren diese „neue“ Haltung in besonderem Maße vertreten, drängt sich in der Tat zunächst auf. Verschiedene Indikatoren weisen in diese Richtung. Die Aussage, sie würden sich ganz für ihren Beruf einsetzen, bejahten unter deutschen Erwerbstätigen z. B. nur 42 %, aber 56 % der Schweden und zwei Drittel der Befragten aus Großbritannien und den USA (vgl. auch unsere Tab. 2, Angabe für April/Mai 1982). Gemessen an den verfügbaren anderen internationalen Studien ist dies jedoch ein merkwürdiger Befund: in keiner anderen Studie ist eine ähnliche Sonderstellung der Deutschen in den Arbeitsorientierungen zu erkennen. Das gilt sowohl im Hinblick auf die Zufriedenheit mit der Arbeit als auch die allgemeine Haltung zu Arbeit und Beruf: In einer EUROBAROMETER-Umfrage der Europäischen Gemeinschaft Mitte der 70er Jahre zeichneten sich die Deutschen durch eine durchschnittliche Arbeitszufriedenheit aus. Sie waren gar positiver gestimmt als die Erwerbstätigen in Frankreich oder Italien (*Europäische Gemeinschaft* 1978). Eine andere international vergleichend ausgelegte Studie aus dieser Zeit bringt ebenfalls keine Hinweise auf eine deutsche Sondersituation (*Baseler Versicherungsgruppe* 1978, S. 41). 1980 replizierte EMNID Fragen, die kurz zuvor in einer französischen Repräsentativerhebung gelaufen waren. Sowohl bei der Frage nach der intrinsischen vs. extrinsischen Berufsorientierung wie auch jener zum Stellenwert der Arbeit im Leben traten keinerlei Unterschiede auf. Ein Leben ohne Arbeit konnten sich in beiden Ländern gleich wenig Befragte als wünschenswert vorstellen. Unterschiede traten weder auf der Ebene der Gesamtbevölkerung auf noch auf der Ebene der jüngeren Generation (*Emnid* 1980, S. 16).

Für einen breiten internationalen Vergleich der jüngeren Generation, die als so abweichend und als Vorreiter der neuen Werte verstanden wird, eignen sich die (in der Literatur weithin unbekannt) Jugendumfragen im Auftrage des japanischen Ministerpräsidenten am besten. Sie sind für unsere Zwecke deshalb bedeutsam, weil sie eine Vielzahl von Ländern mit jeweils relativ hoher Befragtenzahl (auf der Ebene aller Befragten zwischen 1000 und 2000) erfassen. Von Interesse sind für unsere Diskussion zwei Fragen: die nach der Arbeitszufriedenheit und die nach der Arbeit/Freizeit als „liebste Stunden“. Wenn es stimmt, daß die Zufriedenheit und Identifikation mit der Arbeit in der Bundesrepublik so sehr an Bedeutung verloren hat, daß die Deutschen international gesehen eine Sondersituation einnehmen, müßten klare Unterschiede zutage treten.

Wie man *Tabelle 1* entnehmen kann, ist die Mehrzahl der erwerbstätigen Jugendlichen mit ihrer Arbeit zufrieden. Die Werte liegen in der Regel über 80 %. Die Deutschen weichen hiervon nicht im Negativen ab; eher trifft das Gegenteil zu: die Zahl der positiv Gestimmten ist größer als anderswo (unzufrieden 1977 nur 6 %, 1983 12 %). Daran ändert sich auch dann nichts, wenn man die Äußerungen restriktiver faßt und sich auf die „voll“ Zufriedenen beschränkt. Fast identische Werte gibt es in Großbritannien, der Schweiz oder den USA. Die Japaner – in der öffentlichen Diskussion oft so sehr als Vorbild in der Arbeitsethik beschworen – erscheinen international als eher unzufrieden. Die emphatischste Bejahung der Arbeit findet sich paradoxerweise in den Entwicklungsländern: in Indien, den Philippinen und Brasilien. Das mag auf den ersten Blick erstaunen – dürften doch die Arbeitsplatzverhältnisse dort um einiges schlechter als in den westlichen Industriestaaten ausfallen –, doch Bewertung und objektive Bedingungen müssen nun einmal nicht übereinstimmen. Zufriedenheit ist eine Funktion objektiver Bedingungen, gesehen aus der Perspektive der eigenen Aspirationen. Und diese Aspirationen sind kulturell und historisch determiniert. Positiv ist immer das, was *relativ* zum bestehenden und bekannten Niveau das übliche Maß überschreitet und ein Mehr an Vergünstigungen bringt.

Gefragt, ob sie eher aus der Arbeit oder der freien Zeit ihre Satisfaktion beziehen, nehmen die Deutschen eine ähnliche Position ein wie die Befragten aus Großbritannien, Schweden, der Schweiz und den USA. Und wieder sind die Einwohner in Entwicklungsländern besonders stark auf die Arbeit hin orientiert (*Tabelle 1*). In der Bundesrepublik ist für 26 % die Arbeit am wichtigsten, in Indien für 79 %. In einer Gesellschaft, in der Menschen keiner geregelten Arbeit nachgehen können – wie in den Entwicklungsländern –, ist ein fester Arbeitsplatz ein Privileg. Man schätzt nicht so sehr die konkreten Aufgaben als die Tätigkeit per se. Relativ zu anderen im eigenen Milieu ist man besser gestellt. In einer Gesellschaft, in der die freie Zeit keine vergleichbaren Quellen der Unterhaltung und der Befriedigung bietet wie in westlichen Industriegesellschaften, übt die Zeit außerhalb der Arbeit womöglich auch eine geringere Attraktivität aus.

Wie kann es angesichts der durch verschiedene Umfragen belegten deutschen „Normalität“ zu einem derartig abweichenden Ergebnis wie in der internationalen Studie „Jobs of the 80s“ kommen? Wir vermuten einen „Ausreißer“ – eine Abweichung von tatsächlich vorherrschenden Werten in der deutschen Umfrage. Eine Erhebung aus dem Institut für Demoskopie selbst spricht für diese Interpretation: rund ein halbes Jahr später für den SPIEGEL zu Marketingzwecken durchgeführt, repliziert sie einige der zentralen Fragen. Dazu gehört, unwesentlich modifiziert, auch die nach der Einsatzbereitschaft am Arbeitsplatz<sup>10</sup>. Die Erhebung ist methodisch ähnlich wie die zuvor zitierte Studie angelegt. Es handelt sich – wie in Allensbach üblich – um eine Quotenstichprobe. Die Alterszusammensetzung ist, von kleinen Unterschieden abgesehen, gleich (in der einen ab 16 Jahre, in der zweiten ab 14 Jahre). Die Untersuchung für den SPIEGEL ist diejenige, die empirisch gesehen auf breiterer Basis steht (2090 vs. 741 befragte Erwerbstätige). Es ist plausibel, in ihr die zuverlässigeren Daten zu sehen. Die Diskrepanzen, die sich bei der Gegenüberstellung der beiden Erhebungen auftun, sind bemerkenswert: einem Anteil von 42 %, der sich „ganz für den Beruf einsetzte“,

*Tabelle 1: Einstellungen zur Arbeit und Freizeit im internationalen Vergleich unter 18–25jährigen Jugendlichen in den Jahren 1977 und 1983 (in Prozent)*

	Bundes- republ.	Groß- brit.	Frank- reich	Schweiz	Schwe- den	USA	Au- str.	Japan	Jugo-Ko- slaw. rea- dien	Philip- pinen	Brasi- lien											
<i>Arbeitszufriedenheit (1)</i>																						
zufrieden	59	53	59	62	44	49	57	59	54	53	58	70	38	18	14	46	31	51	66	67	63	54
mehr oder weniger zufrieden	33	33	23	23	30	24	32	31	31	30	21	14	43	42	40	35	41	17	23	27	26	27
mehr oder weniger unzufrieden	4	8	6	5	14	17	6	6	9	10	6	5	12	25	27	8	17	12	5	5	4	5
unzufrieden	2	4	11	10	9	9	4	3	4	3	14	11	6	7	8	9	8	18	5	1	6	8
keine Angabe	2	2	1	*	2	1	1	1	2	4	1	*	1	8	11	2	3	2	1	*	1	1
<i>Größere Zufriedenheit mit (2)</i>																						
Beruf	26	27	21	25	14	22	27	15	23	18	24	24	20	31	28	14	47	79	77	78	42	43
mit Leben außerhalb Beruf	55	57	67	55	67	70	63	68	50	62	71	67	70	49	53	83	43	83	20	21	54	54
keine Angabe	19	16	13	20	19	9	10	17	28	20	5	4	10	21	19	3	10	2	3	1	4	3
(N =)	1136	574	1206	486	918	379	1211	437	1077	466	908	397	1184	1065	499	244	244	578	406	181	507	340

\* = weniger als 0,5 %

Die Zahlen addieren sich jeweils pro Frage auf 100 %. Dokumentiert sind nur die Zahlen für die Vollberufstätigen.

*Frageformulierungen:* (1) „Sind Sie mit Ihrem derzeitigen Arbeitsplatz zufrieden – mehr oder weniger zufrieden – mehr oder weniger unzufrieden – unzufrieden?“ (2) „Mit was sind Sie zufriedener: mit Ihrem Beruf oder mit Ihrem Leben außerhalb des Berufs?“ *Basis:* Jugendliche 18–25 Jahre in den einzelnen Ländern, mit Ausnahme Brasiliens auf nationaler Ebene.

*Quelle:* Prime Ministers Office of Japan 1978: Tab. 10–12, 1984: Q.20, 24). Die Frageformulierungen sind dem deutschen Fragebogen entnommen. Erhebung durch Institute der Gallup-Kette (Bundesrepublik: EMNID).

Tabelle 2: Einstellungen zum Beruf im internationalen Vergleich (in Prozent)

	Bundesrepublik			Großbri- tannien	Schweden	USA	Israel
	1967	Apr./Mai 1982	Nov. 82– Febr. 83*	1982	1981/82	1982	1982/83
Ich setze mich in meinem Beruf ganz ein	54	42	55	66	56	68	79
Ich tue das, was von mir verlangt wird	33	41	30	30	36	24	18
Unentschieden, keine Angabe	13	17	15	4	8	8	3
(N =)	100 (1158)	100 (741)	100 (2090)	100 (825)	100 (1128)	100 (845)	100 (964)

\* Neue Vergleichsstudie aus der Bundesrepublik, durchgeführt vom Institut für Demoskopie für den SPIEGEL.

*Frageformulierung:* „Hier unterhalten sich zwei über ihre Arbeit. Welcher von beiden sagt eher das, was auch Sie denken, der obere oder der untere (Vorlage eines Bildblattes). (A) „Ich setze mich in meinem Beruf ganz ein und tue oft mehr, als von mir verlangt wird. Der Beruf ist mir so wichtig, daß ich ihm vieles opfere.“ (1967 und Nov. 1982/Febr. 1983: „manches Opfer bringe“). (B) „Ich tue bei meiner Arbeit das, was von mir verlangt wird; da kann mir niemand etwas vorwerfen. Aber daß ich mich darüber hinaus noch besonders anstrengen soll, sehe ich nicht ein. So wichtig ist mir der Beruf nun auch wieder nicht.“ (Die Ergänzung im ersten Satz „da kann mir niemand etwas vorwerfen“ fehlt in der SPIEGEL-Untersuchung). *Basis:* Jeweils erwerbstätige Bevölkerung in der Bundesrepublik ab 16 Jahre (Erhebung Ende 1982/83 ab 14 Jahre), in den übrigen Ländern ab 18 Jahre. Die Angaben zur Befragtenzahl in der Erhebung in der Bundesrepublik für Nov. 1982–Febr. 1983 stammen aus DER SPIEGEL (1983, S. 372), die übrigen aus dem Buch von Noelle-Neumann und Strümpel: Macht Arbeit krank? Macht Arbeit glücklich? München 1984, S. 110, S. 190. Die deutschen Erhebungen wurden jeweils vom Institut für Demoskopie durchgeführt. Die Angaben zur Meinungslosigkeit wurden aus den aufgeführten Tabellen berechnet. *Zeitraum* der Befragung bei den ausländischen Erhebungen: Großbritannien September 1982, Schweden Dezember 1981/Januar 1982, USA Sommer 1982, Israel Dezember 1982/Januar 1983.

steht nun ein Anteil von 55 % gegenüber (Tabelle 2). Das gesamte Bild und die einst daraus gezogenen Folgerungen werden revidiert. Die Deutschen nähern sich der Arbeitshaltung in den anderen Ländern an. Dies gilt auch dann, wenn man die jüngeren Befragten aus den einzelnen Ländern miteinander vergleicht. In der Untersuchung für den SPIEGEL sprechen sich unter den 30jährigen 44 % dafür aus, sich ganz für den Beruf einzusetzen (Tabelle 3). Dieser Wert ist dem der Schweden vergleichbar. Sowohl bei den Erwachsenen wie bei den Jugendlichen ragen die Befragten aus Großbritannien, USA und Israel zwar nach wie vor etwas mehr heraus, nur ist die Dramatik der Unterschiede (mit Ausnahme Israels) einem graduellen Unterschied gewichen. In den Antworten, die eine eher distanzierte Arbeitshaltung signalisieren („Ich tue das, was von mir verlangt wird“), sind die Differenzen ohnehin zwischen den Ländern geringer.

Die bestehenden Eigenheiten, zumal zwischen der Bundesrepublik und den anderen Ländern, sind womöglich realiter noch schwächer als es unsere neue Zusammenstellung dokumentiert: Kenn-

*Tabelle 3:* Einstellung zu Arbeit und Beruf im internationalen Vergleich unter den unter 30jährigen (in Prozent)

	Bundes- republik 1982/83	Groß- britannien 1982	Schweden 1981/82	USA 1982	Israel 1982/83
Ich setze mich in meinem Beruf ganz ein	44	57	45	61	75
Ich tue das, was von mir verlangt wird	37	39	45	30	24
Unentschieden, keine Angabe	18	4	10	9	1
(N =)	100 (722)	100 (238)	100 (164)	100 (244)	100 (215)

Frageformulierungen, Umfragebeschreibung und Quelle wie in *Tabelle 2*. Für die Bundesrepublik ist hier nur die neueste Umfrage des Instituts für Demoskopie für den SPIEGEL aufgeführt. Eigene Berechnungen.

zeichnend für die Deutschen ist in allen drei aufgeführten Erhebungen die höhere Meinungslosigkeit. Diese höhere Quote ist vermutlich kein substantielles Ergebnis, sondern ein methodisches Artefakt. Umfrageinstitute unterscheiden sich in der Art und Weise, in der sie mit Meinungslosigkeit umgehen. Einige akzeptieren indifferente, unentschiedene Äußerungen, andere versuchen, den Befragten auf eine klare Positionsbestimmung festzulegen. Charakteristisch für Umfragen des Instituts für Demoskopie ist es, daß ambivalente, indifferente Äußerungen als legitime Antwortkategorie akzeptiert werden. Die Zahlen für Meinungslosigkeit, wie sie hier ausgewiesen sind, entsprechen (wie man den Allensbacher Jahrbüchern entnehmen kann) den üblichen Durchschnittswerten des Instituts. Die Konsequenzen, die aus einer unterschiedlichen Akzeptanz und künstlicher Unterdrückung der Meinungslosigkeit erwachsen, sind unklar. Zumindest in jenen Fällen, bei denen die Mehrheitsmeinung mit der kulturell und offiziell legitimierten Orientierung zusammenfällt – wie im vorliegenden Falle –, scheinen die Meinungslosen, zur Antwort gedrängt, oft annäherungsweise die in der Bevölkerung vorherrschenden Antwortmuster zu reproduzieren<sup>11</sup>. Aus dieser Sicht kann man mit der gebotenen Vorsicht eine Neuprozentuierung – jeweils unter Außerachtlassung der registrierten und ausgewiesenen Meinungslosen – vornehmen, um eine Vergleichbarkeit herzustellen. Tut man dies, so verschwinden die bestehenden Unterschiede zu den westeuropäischen Nachbarländern. Für *Tabelle 2* erhält man bei der Antwort „Ich setze mich in meinem Beruf ganz ein“ für die Bundesrepublik dann einen Wert von 65 %, für Großbritannien von 69 % und Schweden von 61 %. Die Deutschen sind den Einwohnern Großbritanniens nunmehr stärker angenähert, als es die zunächst betrachteten Zahlen nahelegten. Sie übertreffen sogar leicht die Schweden.

Wieso zwei Umfragen, durchgeführt im Abstand weniger Monate, zu derart grundlegenden Unterschieden in der Gesamtverteilung führen, wie im beobachteten Beispiel, bedarf der Klärung. So selten, wie sie in der Literatur gewöhnlich thematisiert werden, sind kurzfristige Schwankungen unter den hier diskutierten Wertorientierungen nicht. Wir haben auf diese Schwankungen bereits im Zusammenhang mit der Aussage, ein Leben ohne Arbeit wäre am schönsten, hingewiesen. Sie traten dort auf Jahresbasis auf. Sie gibt es aber auch auf Monatsebene. Im Februar 1976 meinten z. B. 15 % der Bundesbürger, ein Leben wäre ohne Arbeit am schönsten. Einen Monat später wa-

ren es 18 % und im Juni/Juli des gleichen Jahres 21 %<sup>12</sup>. In dieser wenige Monate umfassenden Zeitspanne wird praktisch fast die gesamte Variationsbreite abgedeckt, die im Langzeitvergleich aufgetreten war! Schwankend auch die Arbeitszufriedenheit: Im Februar 1973 meinten 47 % der Bundesbürger, sie wären mit ihrer Arbeit „voll und ganz zufrieden“, im Juli 1973 – also 5 Monate später – 54 % (vgl. die Tabelle in *Noelle-Neumann* 1974, S. 366). Wenn die kurzfristigen Variationen fast genauso groß sind wie die langfristigen Veränderungen im Abstand z. T. von mehr als 30 Jahren, dann fragt sich, inwieweit man überhaupt noch mit einer gewissen Berechtigung von Langzeitwandel sprechen kann. Daß es starke Schwankungen gibt, geht in den meisten Darstellungen im übrigen in der Regel unter. Eine nicht unübliche Vorgehensweise, z. T. auch in der Arbeit von *Noelle-Neumann* und *Strümpel*, ist es, die abweichenden Werte selbst auf Jahresbasis in Übersichten nicht mit aufzunehmen. Das entspricht einer „Glättung“ von Trends; mehr Stabilität wird vorgetäuscht als sie realiter gegeben ist.

Schwankungen zwischen Umfragen können mehrere Gründe haben. Antwortverteilungen können variieren, wenn Fragen in einem andersgearteten Frage-Kontext gestellt sind und ein anderer Bezugsrahmen aktiviert wird. Auswirkungen dieser Art gibt es normalerweise nur bei weniger auskristallisierten Einstellungen; bei festeren Einstellungen vermögen die unterschiedlichen Stimuli keine Veränderungen im Antwortverhalten zu bewirken. Sollte es sich bei den Variationen um fragespezifische Kontexteffekte handeln, so wäre das für die Deutung der Befunde als Wertorientierung ein geradezu klägliches Ergebnis: Orientierungen müssen, damit sie als Wertorientierung gelten können, stabil sein<sup>13</sup>. Die Unterschiede könnten andererseits umfragespezifische Gründe haben. Jede Stichprobe variiert innerhalb gewisser Grenzen um einen „wahren“ Wert. Stichprobenfehler werden normalerweise berechnet, um diesen Wert einzugrenzen. Nur setzen sie eine Wahrscheinlichkeitsauswahl voraus. Bei Quotenauswahlen können Stichprobenfehler prinzipiell nicht kalkuliert werden (*Scheuch* 1974, S. 19, *Ferdinand Böltken* 1976, S. 370ff.). Selbst wenn man gegen diese Regel verstoßen und sich auf eine Berechnung einlassen würde – an der Diskrepanz und dem abweichenden Wert ändert sich dadurch nichts. Egal, ob man die Stichprobenfehler so errechnet wie von *Noelle-Neumann* für die Umfragen ihres Instituts angegeben (1980, S. XVIII), man eine modifizierte Version für mehrstufige Auswahlen benutzt (*Böltken* 1976, S. 370f.) oder zusätzlich einen Korrekturfaktor für Quoten-Stichproben favorisiert (z. B. von *Glenn* 1977, S. 43): die Schwankungsbreiten bleiben immer noch *unterhalb* des Wertes in der SPIEGEL-Untersuchung!<sup>14</sup>

Mit der SPIEGEL-Untersuchung wird nicht nur die These von der deutschen Sonder-situation in Frage gestellt, problematisch wird zugleich die These vom kulturellen Wandel. Im Vergleich mit der Erhebung aus dem Jahre 1967, in der erstmals die Frage nach der Einsatzbereitschaft gestellt wurde, dokumentiert sie eine Stabilität, welche kaum größer sein könnte: Die Werte sind praktisch gleich (*Tabelle 2*). Sollte es sich bei dem Befund über die deutsche Arbeitsethik aus der internationalen Studie „Jobs of the 80s“ um einen umfrage- und nicht fragespezifischen „Ausreißer“ handeln (und einiges spricht aus den referierten internationalen Zahlen dafür), so würde das heißen: auch die übrigen Ergebnisse aus dieser Studie sind für die Bundesrepublik wahrschein-

lich nicht haltbar. Die These von dramatischem Wertewandel und der deutschen Sondersituation würde der wichtigsten empirischen Belege entbehren und sich als Mythos erweisen.

#### V. Schlußbemerkungen

Das Buch von *Elisabeth Noelle-Neumann* und *Burkhard Strümpel* stellt einen Briefwechsel dar, der sich sukzessiv – unter Einspielung verschiedener empirischer Details – entfaltet und in der ursprünglichen Form abgedruckt wurde. Er erstreckt sich über einen Zeitraum vom Juli 1982 bis Sommer 1984. Einige Defizite der Arbeit, wie die Unvollständigkeit einiger Zeitreihen, erwachsen daraus. Man mag diese Defizite der spezifischen Form zugutehalten, für das Verständnis der empirischen Realität ist es weniger hilfreich. Einige der wichtigsten Zeitreihen, die den Gegenstand der Diskussion bilden, werden in einem frühzeitigen Stadium (vgl. den ersten Brief vom 27.7.1982) ausgebreitet. Umfragen, die aus der Zeit zum Abschluß des Briefwechsels vorliegen (etwa aus dem Jahr 1983 über die „liebsten Stunden“, vgl. *Noelle-Neumann* und *Piel* 1983, S. 434), fallen unter diesen Umständen notwendigerweise aus dieser Übersicht heraus. In einigen Fällen werden neuere Befunde an späterer Stelle zwar aufgegriffen, doch die Logik eines Briefwechsels verhindert, Querverbindungen zu früheren Befunden herzustellen. Man reagiert schließlich auf die im Brief des Partners angesprochenen Themen. So wird die zitierte Untersuchung für den SPIEGEL, welche die diskrepanten Befunde zur internationalen Studie „Jobs of the 80s“ erbringt, am Schluß des Briefwechsels erwähnt, indes beschränkt auf die Befunde zum Thema Persönlichkeitsstärke (S. 203 ff.). Ergebnisse, die im Widerspruch zu den vorangegangenen Statistiken stehen, werden nicht zitiert. Die einmal eingeschlagene Perspektive bleibt erhalten. An den empirischen Prämissen, an denen sich die Kontroverse entfaltet, wird – obwohl längst obsolet – nicht gerüttelt.

Was ist das Fazit unserer Diskussion? Falsche Gleichsetzungen, unzureichende Berücksichtigung eigener und fremder Daten sowie Überbewertung von Prozentpunktunterschieden haben zur Überschätzung des Wertewandels geführt. Die Arbeitszufriedenheit ist in der Bundesrepublik, selbst gemessen an den Allensbacher Indikatoren, im Vergleich zu den 60er Jahren stabil. Ein Rückgang läßt sich nur beobachten, wenn man das offenbar atypisch hohe Niveau der späten 60er Jahre zum Ausgangspunkt nimmt. Aber eine derartige zeitliche Beschränkung ergibt bei der Diskussion langfristigen Wandels wenig Sinn. Geändert hat sich das Verhältnis von Arbeit und Freizeit als Quelle positiver Erfahrungen: Die Freizeit hat relativ an Bedeutung gewonnen. Nur hat das u. E. nichts mit der Arbeit selbst zu tun, sondern mit Veränderungen in der Freizeit. Nicht das Verhältnis zu Arbeit und Beruf, sondern zur Freizeit hat eine Neubewertung erfahren. Die Arbeit steht nach wie vor im Mittelpunkt des Selbstverständnisses der Deutschen.

Veränderungen anderer Art und mit anderen Akzenten sind gleichwohl nicht ausgeschlossen. Wir haben an dieser Stelle die Frageformulierungen diskutiert, die als zentrale Indikatoren für die Arbeitsethik im Trendvergleich genutzt werden und bei

Noelle-Neumann und Strümpel im Vordergrund stehen. Wir halten größeren Wandel bei anderen Indikatoren zum Arbeits- und Leistungsbereich und bei anderen Wertebereichen für möglich. Nur eine systematische Bestandsaufnahme des vorliegenden empirischen Materials, verbunden mit gezielter Replikation älterer Studien (*Otis D. Duncan* 1975, *Reuband* 1980, *Allerbeck* und *Hoag* 1984), wie das z. T. bereits im ALLBUS geschieht, wird weiterhelfen. Wir halten weiterhin Veränderungen in Untergruppen der Bevölkerung für nicht ausgeschlossen. Gegenläufige Trends könnten einander kompensieren und mehr Stabilität im Aggregat vortäuschen als intern realiter vorhanden ist. Gewisse Hinweise auf differentielle Wandlungsvorgänge liegen z. B. in bezug auf das Merkmal Geschlecht vor (*Werner Fuchs* und *Jürgen Zinnecker* 1985, S. 16). Schließlich sind Änderungen auf der Ebene praktizierten Arbeitsverhaltens denkbar – nur hat letzteres dann weniger mit einem allgemeinen Wertewandel als externen Randbedingungen zu tun. Werte sind nur *eine* Determinante menschlichen Handelns. Sie brauchen sich nicht zu verändern, um Änderungen im Verhalten zu bewirken<sup>15</sup>. In einer Zeit, in der Arbeitskräftemangel vorherrscht, können sich Arbeitnehmer einen größeren Freiraum verschaffen als in einer Zeit der knappen Arbeitsplätze. Und sie mögen – aus rein utilitaristischer Perspektive – diesen auch im Sinne einer „Lockerung“ der Arbeitssitten nutzen. In einer Zeit steigender Arbeitslosigkeit engt sich dieser Handlungsspielraum wieder ein. Bei gleichen Werthaltungen würden die Veränderungen in den situationsspezifischen Zwängen unterschiedliche Praktiken des Arbeitsvollzugs hervorrufen.

Ein „vergiftetes Arbeitsleben als deutsche Sondersituation“ gibt es nach den verfügbaren internationalen Umfragedaten nicht. Schon gar nicht kann man bei jüngeren Arbeitnehmern jene vielzitierte international abweichende Arbeitsorientierung finden, die so sehr als Zeichen der Krise und drohende Gefahr beklagt wird. Und selbst wenn es gravierende Unterschiede auf der Wertebene gäbe: sie würden kaum innerhalb eines Landes, geschweige denn zwischen Gesellschaften, Konsequenzen auf der Handlungsebene prognostizieren. Die Gründe sind makrosoziologischer Art: Kollektiveigenschaften eines sozialen Systems lassen sich nicht auf die Individualebene reduzieren. Wer dies tut, unterliegt einem „individualistischen Fehlschluß“ (*Scheuch* 1969). Er verkennt die institutionellen Arrangements, die zwischen den Gesellschaften variieren und vorhandenen Orientierungen in unterschiedlichem Maße Ausdruck geben. Die einzelnen Arbeitnehmer mögen noch so hedonistisch orientiert sein – solange auf der Ebene der Arbeitsorganisation z. B. informelle oder formelle Normen und situationspezifische Handlungszwänge vorherrschen, welche eine genaue, sorgfältige Arbeit verlangen, bleiben sie auf der Verhaltensebene ohne Konsequenzen<sup>16</sup>.

Mit der Praxis am Arbeitsplatz hören die Determinanten wirtschaftlicher Produktivität und Wettbewerbsfähigkeit überdies nicht auf. *Elisabeth Noelle-Neumann* sieht das zwar auch im Ansatz, reduziert die Verbindung der verschiedenen Organisationsebenen indes auf bloße „Wechselwirkungen“. Der Unternehmer wird zu jemandem, dessen Motivation zum wirtschaftlichen Erfolg auf die Motivation der Mitarbeiter gegründet ist. Wenn sich diese als undankbar erweisen, dann hat eben auch der Chef keine Lust mehr und verfällt in Resignation. „Wenn sich der Arbeiter oder der Angestellte distanzieren, dann distanzieren sich der Chef (S. 185) ... Sollte ein so feindseliges Klima, wie

es bei uns gegen die Unternehmer herrscht, ohne Wirkung auf die Unternehmenslust bleiben?“ (S. 193; vgl. auch *Noelle-Neumann* 1983c, S. 112). Die Autorin übersieht die eigenständigen Einflußfaktoren, die auf der jeweils vorgeschalteten höheren Ebene wirtschaftlicher Unternehmen angesiedelt sind und bis hin zu den *institutionellen* Arrangements reichen, unter denen wirtschaftlicher Wettbewerb sich in einer Gesellschaft entfaltet. Dazu gehören – wie *Ezra Vogel* in der Kontrastierung der japanischen und amerikanischen Unternehmensführung gezeigt hat – derartige Globalfaktoren wie die Langfristigkeit der Orientierung bei der Profitmaximierung. Die japanische Unternehmensführung ist auf langfristige Ziele orientiert, das amerikanische Management auf kurzfristige Erfolge. Aufgrund dessen sind die Japaner besser in der Lage, zukünftige Probleme zu antizipieren und in wirtschaftlichen Erfolg umzusetzen (*Vogel* 1980). Und noch etwas bedarf der Kritik: Arbeitsbedingungen z. B. im Hinblick auf den eigenen Entscheidungsspielraum lassen sich nicht – von *Noelle-Neumann* und *Strümpel* praktiziert – über bloße Beschreibungen im Interview eruieren, schon gar nicht über derart *globale* Charakterisierungen wie nach dem Gefühl freier Entscheidungen am Arbeitsplatz anhand einer 11stufigen Skala. Zwar wird bei diesen Beschreibungen die subjektive Deutungskomponente erwähnt (S. 74), in der Diskussion über die „Wechselwirkung“ zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer wird aber so verfahren, als decke diese Perzeption auch objektive Arbeitsbedingungen ab. Was diese Skala messen könnte, sind nicht objektive Rahmenbedingungen per se, sondern die Bedingungen aus der Perspektive der eigenen Aspirationen. Nach dieser Skala hat sich der Entscheidungsspielraum der deutschen Arbeitnehmer in den letzten Jahren verringert – für *Strümpel* und *Noelle-Neumann* ein gewichtiger Befund in ihrem Versuch, das beobachtete Muster sich wandelnder Orientierungen zu deuten. *Strümpel* sieht darin eine Ursache der sinkenden Arbeitszufriedenheit der Deutschen, *Noelle-Neumann* eine Reaktion der Arbeitgeber auf sinkende Arbeitsmoral. Nicht nur, daß man auch hier das Ergebnis als Artefakt abtun könnte – weil es in erster Linie durch die eigene methodisch problematische Umfrage geschaffen wird<sup>17</sup> –, auch die übrigen verfügbaren Trenddaten decken sich nicht mit der Richtung des Trends. So steht in einem seltsamen, von den Autoren unkommentierten Gegensatz dazu der Befund aus anderen Erhebungen, wonach immer mehr Arbeitnehmer von sich sagen, sie können selbständig arbeiten, man traue ihnen etwas zu: Dieser Anstieg ist seit 1960 ziemlich kontinuierlich und beläuft sich zu Beginn der Erhebungsperiode auf 48 %, 1983 auf 71 % (S. 230). Der Wunsch nach mehr Einfluß („Ich würde gerne mehr Verantwortung übernehmen“) liegt 1981 auf einem ähnlichen Niveau wie 1967 (S. 38). Nur eine als *Mehrebenenanalyse* angelegte Untersuchung, welche die institutionell verfaßte Arbeitswelt auf der Ebene der Organisation und des tatsächlich praktizierten Arbeitsverhaltens mit einbezieht, würde eine genaue Beschreibung über Zeit erlauben.

#### Anmerkungen

1 Auf der einen Seite geht sie von einer desolaten Arbeitsmoral der Deutschen aus. Andererseits räumt sie ein, daß sich die geänderte Einstellung womöglich noch gar nicht auf Verhalten ausgewirkt hat und die Deutschen keine Sonderposition einnehmen (S. 190). Für sie ist ein Zu-

- sammenhang zumindest jedoch für die Zukunft gegeben. „Denn es bleibt nicht beim Reden“, schreibt sie an anderer Stelle, „sondern Redeweisen färben nach einiger Zeit ab auf die gefühlsmäßigen Einstellungen und schließlich auch auf das tatsächliche Verhalten“ (Noelle-Neumann 1983c, S. 111).
- 2 Zu einem großen Teil stützen wir uns wiederum auf Umfragen aus dem Institut für Demoskopie. Das hat zwei Gründe: einerseits werden diese von E. Noelle-Neumann und B. Strümpel in ihrem Buch an verschiedenen Stellen aufgeführt und z. T. diskutiert. Wir argumentieren mit dem gleichen Ausgangsmaterial, das ihnen vorliegt. Zum anderen gibt es wohl kein anderes Umfrageinstitut (mit Ausnahme von EMNID) in der Bundesrepublik, das derart häufig Fragen – auch im Rahmen der Eigenforschung – wiederholt gestellt und zudem in Jahrbüchern und Pressediensten veröffentlicht hat. Elisabeth Noelle-Neumann kommt damit zweifelsohne eine große – vielfach unterschätzte – Bedeutung auch für die akademisch orientierte Forschung zu, besonders im Hinblick auf die Analyse sozialen und kulturellen Wandels.
  - 3 Die positiven Arbeitsplatzbeschreibungen (nicht so sehr die negativen) enthalten Elemente der Arbeitszufriedenheit, etwa bei den Statements „Fühle mich im Betrieb wohl, komme gut mit den Kollegen aus“, „Interessant, es gibt immer wieder etwas Neues“ etc. Subtrahiert man die Zahl negativer Beschreibungen von den positiven, so kommt man 1960 auf – 36, 1964 + 26, 1973 + 66, 1983 + 81 Punkte für positive Bilanzierung (errechnet nach S. 230).
  - 4 Das läßt sich ebenfalls an der Einstellung zur Technik feststellen. Wo die Alternative polar zwischen „Fluch“ und „Segen“ ausgebreitet ist, gibt es eine vermehrte Tendenz zur konditionalen Beantwortung („teils-teils“) im Zeitverlauf (vgl. Noelle-Neumann und Piel 1983, S. 511).
  - 5 Weniger Freude an der Arbeit haben als früher ist nun jedoch nicht identisch mit einer monotoneren, entfremdeten Arbeit; Freude an der Arbeit zu haben, ist umfassender. Sie schließt u.U. sogar monotone, „entfremdete“ Arbeit mit ein.
  - 6 Glenn und Weaver unterliegen im übrigen den gleichen Fehlern, indem sie die Aussagen über die Quelle der Befriedigung mit Arbeitszufriedenheit gleichsetzen. Für weitere Studien, welche Arbeitszufriedenheit direkt messen und keinen Wandel erbringen, vgl. auch die Hinweise bei Glenn und Weaver (1982, S. 459f.).
  - 7 Die entsprechenden Befunde dazu finden sich in den Allensbacher Jahrbüchern der öffentlichen Meinung; z. T. auch für die Berufstätigen. Eine umfassende Zusammenstellung über die einzelnen Jahre ist bei Meulemann (1983) abgedruckt.
  - 8 Durch die Ausklammerung der 26–29jährigen ist der Trendvergleich eher konservativer Art. Wenn es einen langfristigen Generationstrend gibt, müßte die Zahl der Hedonisten leicht überschätzt werden.
  - 9 Diese Frageformulierung, für die im übrigen ebenfalls Langzeitdaten auf der Ebene der Gesamtbevölkerung vorliegen und die zur Beschreibung von Wertewandel auch benutzt wurden, ist mehrdimensional. Gefragt wird nach der eigenen Arbeit. Damit wird ein konkreter Bezug zur gegenwärtigen Tätigkeit hergestellt. Die Antwort „befriedigende Tätigkeit“ ist so gesehen auch eine Aussage über Arbeitszufriedenheit. Zufriedenheit mit der Arbeit aber kann sich bei unterschiedlicher Arbeitsorientierung – intrinsischer wie extrinsischer – einstellen. Die Zurechnung dieser Antwort zu einer bestimmten Form der Orientierung (z. B. Kmieciak 1976, S. 335, Meulemann 1983, S. 783) ist daher nicht unproblematisch. Die anderen Antwortvorgaben sprechen eher die generelle Arbeitshaltung an. Dabei wird jedoch das Gebot der Ausschließlichkeit von Kategorien nicht gewahrt: die Kategorien „schwere Last“, „notwendiges Übel“ und „Möglichkeit, Geld zu verdienen“ oder auch „Erfüllung einer Aufgabe“ (denkbar auch als extern vorgegeben) schließen einander nicht aus. Die Angaben „befriedigender Tätigkeit“ und „Erfüllung einer Aufgabe“ wurden 1964 unter den Jugendlichen zu 64 % gemacht (Fuchs und Zinnecker 1985, S. 14). Die Zeit Mitte der 60er Jahre scheint – nicht unähnlich den Allensbacher Daten zur emphatischen Arbeitszufriedenheit – durch eine atypisch hohe Identifikation mit der Arbeit gekennzeichnet. Auf der Ebene der berufstätigen Gesamtbevölkerung gibt es ein derart atypisches „Hoch“ ebenfalls im Falle der Angabe „befriedigende Tätigkeit“ und „Erfüllung einer Aufgabe“, nur etwas weiter noch auf die frühen 60er Jahre hin versetzt (vgl. Meulemann 1983, S. 790).
  - 10 Der wichtigste Unterschied zwischen der späteren Erhebung für den SPIEGEL und der vorhergehenden vom Frühjahr 1982 liegt darin, daß es einmal heißt, man erbringe „manches Opfer“, das andere Mal, man opfere „viele“. Diese Variation dürfte im Gesamtkontext der Formulierung jedoch keine nennenswerten Konsequenzen für die Randverteilung haben: Zu sehr werden durch die vorangehenden Formulierungen bereits Akzente gesetzt („Ich tue oft mehr als von mir verlangt wird“) und der Bezugsrahmen festgelegt. Aber selbst wenn man den „worst case“

- unterstellen würde und Effekt nicht ausschliesse: im Langzeitvergleich ist auch dann nichts vom Wandel zu erkennen. 1967 wurde ähnlich wie in der SPIEGEL-Untersuchung der Ausdruck „manches Opfer“ gewählt. Die Angaben beziehen sich jeweils auf die gleiche Basis: die Erwerbstätigen. Sie setzen sich, wie sich aus Unterlagen rekonstruieren läßt, jeweils zusammen aus Berufstätigen, im eigenen Betrieb mithelfenden Berufstätigen, Befragten in Berufsausbildung (DER SPIEGEL 1983, S. 469; Zentralarchiv-Studie Nr. 1348).
- 11 Es gibt zwar eine Reihe von Untersuchungen, welche die Konsequenzen eines unterschiedlichen Umgangs mit den Meinungslosen untersuchen, doch handelt es sich hier gewöhnlich um die Effekte von implizit und explizit – über Filterfragen – erfaßter Meinungslosigkeit. Sie zeigen ein gemischtes Bild: Nach *Howard Schuman* und *Stanley Presser* gibt es in der Mehrzahl eine bloße Reproduktion der Mehrheitsverhältnisse unter den Meinungslosen (*Schuman* und *Presser* 1981). Neuere Untersuchungen auf breiterer Basis sprechen dagegen eher für systematische Effekte, Randverteilungen werden z. B. erheblich geändert (*Bishop* et al. 1983, *Hippler* et al. 1983). Konservative Äußerungen scheinen bei Reduktion der Meinungslosigkeit jeweils begünstigt zu werden. Die Konsequenzen, die aus der unterschiedlichen Tolerierung der Meinungslosigkeit auf seiten der Interviewerstäbe (vgl. z. B. die Hinweise bei *Smith* 1978, 1982) resultieren, sind nicht untersucht. Lediglich für die Folgen, die aus der Akzeptanz und Nichtakzeptanz der Kategorie im Fragebogen erwachsen – jeweils bei Nichtvorlesen dieser Kategorie –, gibt es gewisse Hinweise. Diese sprechen für eine weitgehende Reproduktion der Meinungsverhältnisse, so wie sie unter den Befragten mit Meinungsäußerung bestehen, unter den Meinungslosen: immer dann, wenn die Position sowohl von der Mehrheit der Bevölkerung getragen wird als auch der durch staatliche Institutionen legitimierten Position entspricht. In Fällen, wo beide Dimensionen auseinanderfallen, scheint die offiziöse, eher konservative Version Rückhalt zu finden (vgl. *Reuband* 1985).
  - 12 Die Zahlen entstammen einer bislang unveröffentlichten Zeitreihensammlung von *H. Meulemann*, basierend auf Unterlagen des Instituts für Demoskopie.
  - 13 Mangelnde Stabilität gibt es offenbar auch beim *Inglehartschen* Postmaterialismus-Index. Dazu und zu den theoretischen Konsequenzen siehe *Böltken* und *Jagodzinski* 1983, *Jagodzinski* 1985.
  - 14 Ob man mit dem in der Literatur gelegentlich favorisierten Korrekturfaktor von 1.5 des Stichprobenfaktors vorgehen kann, ist nicht nur aus prinzipiellen Gründen fraglich. Hinzu kommt, daß sich Quotenstichproben im Ausmaß der vorgegebenen Quotierung unterscheiden. Stichproben mit mehrfacher Quotierung dürften geringere Verzerrungen aufweisen als Stichproben mit relativ einfacher Quotierung. Inwieweit die Wahl von Quotenstichproben für die – auch bei anderen Fragen z. T. erheblichen – kurzfristigen Schwankungen verantwortlich sind, ist – mangels eines Vergleichs mit Schwankungen bei Randomstichproben – hier nicht zu klären.
  - 15 *Karl Martin Bolte* hat in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, daß die gleichen Werte unter veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen unterschiedliche Auswirkungen haben können. Hedonistische Wertorientierungen sind nach ihm schon immer – neben Leistungswerten – im Wertekatalog vertreten gewesen (*Bolte* 1985). Das, was heutzutage als Leistungsverfall auf der Verhaltensebene (allerdings nur impressionistisch) beschrieben wird, könnte Ausdruck sich wandelnder Rahmenbedingungen sein.
  - 16 Nimmt man die Leistung von Beschäftigten pro Arbeitsstunde – wobei die maschinelle Ausstattung hier miteinfließt –, so schneidet die Bundesrepublik international keineswegs schlecht ab. Die Wertschöpfung erreicht in der Bundesrepublik sogar Spitzenwerte, vgl. *Jungblut* (1985, S. 21).
  - 17 Der größte Bruch liegt zwischen der vorletzten berichteten und der neuesten Messung: 1978 und 1982. Die Zahlen in der Zeit davor deuten seit Beginn der Messung im Jahre 1973 zwar auf einen gewissen Rückgang im empfundenen Freiheitsspielraum, sind im Ausmaß des Wandels jedoch relativ minimal (S. 194). Die Umfrage von 1982 aber ist, wie man aus der berichteten Fallzahl rekonstruieren kann, die Studie im Rahmen des Projekts „Jobs of the 80s“.

#### Literatur

- Klaus R. Allerbeck* und *Wendy Hoag*, Umfragereplikation als Messung sozialen Wandels. Jugend 1962–1983, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 36, 1984, S. 755–722.

- Dies.*, Jugend ohne Zukunft? Einstellungen, Umwelt und Lebensperspektiven, München 1985.
- Baseler Versicherungsgruppe*, Interview mit der Menschheit, Basel 1978.
- George F. Bishop, Robert W. Oldendieck und Alfred J. Tuchfarber*, Effects of Filtering Questions in Public Opinion Surveys, in: *Public Opinion Quarterly*, 47, 1983, S. 528–546.
- Ferdinand Böltken*, Auswahlverfahren. Eine Einführung für Sozialwissenschaftler, Stuttgart 1976.
- Ders. und Wolfgang Jagodzinski*, Postmaterialismus in der Krise, in: *Zentralarchiv für empirische Sozialforschung* (Universität zu Köln), ZA-Information 12, 1983, S. 11–20.
- Karl Martin Bolte*, Nicht immer sind die Werte schuld. – Sozialwissenschaftliche Argumente zur Diskussion um die Leistungsbereitschaft, in: *Max Kaase und Manfred Küchler* (Hrsg.), Herausforderungen der Empirischen Sozialforschung, Mannheim 1985, S. 33–50.
- Bravo*, Meinungsmacher junger Markt, Hamburg 1966.
- Bundespresse- und Informationsamt*, Gesellschaftliche Daten 1982, Bonn-Bad Godesberg 1982.
- Otis D. Duncan*, Measuring Change via Replication of Surveys, in: *Kenneth C. Land und Seymour Spilerman* (Hrsg.), Social Indicators Models, New York 1975, S. 105–128.
- EMNID*, EMNID Informationen Nr. 7/8, 1980, Nr. 9/10, 1981, Nr. 8/9, 1983.
- Europäische Gemeinschaft*, Vorstellungen und Einstellungen zur Armut in Europa, Brüssel 1977.
- Helmuth Fend und Hans Georg Prester*, Jugend in den 70er und 80er Jahren: Wertewandel, Bewußtseinswandel und potentielle Arbeitslosigkeit, in: *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie* (ZSE), 5, 1985, S. 43–70.
- Werner Fuchs und Jürgen Zinnecker*, Nachkriegsjugend und Jugend heute. Werkstattbericht aus einer laufenden Studie, in: *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie* (ZSE), 5, 1985, S. 5–28.
- Norval D. Glenn*, Cohort Analysis, Beverly Hills und London 1977.
- Ders. und Charles Weaver*, Enjoyment of Work by Full Time Workers in the U.S., 1955 and 1980, in: *Public Opinion Quarterly*, 46, 1982, S. 459–470.
- Roland Habich*, Berufliche Wertorientierung und Wohlfahrtserträge. Relevanz und Auswirkungen beruflicher Ansprüche an die Arbeit, in: *Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny und Friedhelm Gebmann* (Hrsg.), Ansprüche an die Arbeit. Umfragedaten und ihre Interpretation, Frankfurt/M. und New York 1984, S. 45–74.
- Hans-Jürgen Hippler* (unter Mitarbeit von *Reiner Trompeter und Norbert Schwarz*), ZUMA – Forschung zur Methodenentwicklung: Bericht über das Projekt „Befragungsexperimente“, in: *ZUMA-Nachrichten* Nr. 12, 1983, S. 4–30.
- Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny und Friedhelm Gebmann* (Hrsg.), Ansprüche an die Arbeit. Umfragedaten und Interpretationen, Frankfurt/M. und New York 1984.
- Institut für Demoskopie*, Eine Generation später. Bundesrepublik Deutschland 1953–1979. Eine Allensbacher Langzeitstudie, Allensbach 1981a.
- Institut für Demoskopie*, Jung sein heute. Eine Umfrage für den STERN, Tabellenband, Allensbach 1981b.
- Wolfgang Jagodzinski*, Gibt es einen intergenerationellen Postmaterialismus?, in: *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie* (ZSE), 5, 1985, S. 71–88.
- Michael Jungblut*, Hohe Löhne, wenig Arbeit, in: *DIE ZEIT* Nr. 17, 19.4.1985, S. 21.
- Marie-Luise Kiefer*, Massenkommunikation 1964–1980, in: *Klaus Berg und Marie-Luise Kiefer* (Hrsg.), Massenkommunikation II. Eine Langzeitstudie zur Mediennutzung und Medienbewertung 1964–1980, Frankfurt/M. 1982, S. 9–202.
- Michael v. Klipstein und Burkhard Strümpel*, Der Überdruß am Überfluß. Die Deutschen nach dem Wirtschaftswunder, München 1984.
- Peter Kmiecik*, Wertstrukturen und Wertwandel in der Bundesrepublik Deutschland, Göttingen 1976.
- Heiner Meulemann*, Value Change in West Germany, 1950–1980: Integrating the Empirical Evidence, in: *Social Science Information*, 22, 1983, S. 777–800.
- Elisabeth Noelle-Neumann*, Jahrbuch der öffentlichen Meinung 1968–1973, Allensbach und Bonn 1974.
- Dies.*, Werden wir alle Proletarier? Wertwandel in unserer Gesellschaft, Osnabrück und Zürich 1978.
- Dies.*, The Germans, Westport, Conn. 1980.
- Dies.*, Working Less and Enjoying it Less in Germany, in: *Public Opinion*, 4, 1981, S. 46–49.
- Dies.*, Eine demoskopische Deutschstunde, Osnabrück und Zürich 1983a.
- Dies.*, Freude, Freiheitsgefühl und Produktivität, in: *Frankfurter Allg. Zeitung*, 14.5.1983b, S. 13.
- Dies.*, Störfaktoren. Capital-Erhebung 1983: Das Arbeitsleben der Deutschen, in: *Capital* Nr. 9, 1983c, S. 101–112.

- Dies. und Edgar Piel, Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie 1978–1983, München 1983.
- Dies. und Erp Ring, Das Extremismus-Potential unter jungen Leuten in der Bundesrepublik Deutschland 1984, Institut für Demoskopie, Allensbach 1984.
- Rolf Pors, Nationaler sozialer Survey – Deskriptiver Vergleich mit ausgewählten Zeitreihen; vervielfältigtes Manuskript, ZUMA, Mannheim, September 1980.
- Prime Ministers Office of Japan, Youth Bureau, The Youth of the World and Japan. The Finding of the Second World Youth Survey, Tokyo 1978.
- Dass., The Youth Development Headquarters: The Japanese Youth. In Comparison with the Youth in the World. A Summary Report of the Third World Youth Survey, Tokyo 1984.
- Public Opinion, 3, Aug./Sept. 1980, S. 30–31; 4, Aug./Sept. 1981, S. 21–34.
- Karl-Heinz Reuband, Life Histories: Problems and Prospects of Longitudinal Research, in: J. M. Clubb and E. K. Scheuch (Hrsg.), Historical Social Research, Stuttgart 1980, S. 135–163.
- Ders., Meinungslosigkeit im Interview. Probleme und Befunde, Manuskript, Köln 1985.
- John P. Robinson, Occupational Norms and Differences in Job Satisfaction: A Summary of Survey Research Evidence, in: John P. Robinson, Robert Athanasiou und Kendra B. Head, Measure of occupational attitudes and occupational characteristics, Ann Arbor, Michigan 1969, S. 25–78.
- Reinhard Rudat, Verbesserte Arbeitsbedingungen bei gleichzeitiger Abnahme der Arbeitszufriedenheit und Arbeitsmoral: Ist das ein widersprüchliches Verhalten der Arbeitnehmer? Thesenpapier zur Jahrestagung der Studiengruppe „Soziale Indikatoren“, Bonn 1985.
- Norman B. Ryder, The Cohort as a Concept in the Study of Social Change, in: American Sociological Review, 30, 1965, S. 843–861.
- Erwin K. Scheuch, Social Context and Individual Behavior, in: M. Dogan und Stein Rokkan (Hrsg.), Quantitative Ecological Analysis in the Social Sciences, Cambridge 1969, S. 133–156.
- Ders., Auswahlverfahren in der Sozialforschung, in: René König (Hrsg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 3a, 3. Aufl., Stuttgart 1974, S. 1–96.
- Ders., Soziologie der Freizeit, in: René König (Hrsg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 11, 2. Aufl., Stuttgart 1977, S. 1–192.
- Gerhard Schmidtchen, Die neue Arbeitsmoral. Veränderte Aufgaben und Techniken verlangen auch neue Tugenden im Beruf, in: DIE ZEIT, Nr. 41, 5.10.1984, S. 37–39.
- Howard Schuman und Stanley Presser, Questions and Answers in Attitude Surveys. Experiments in Question Form, Wording and Context, New York 1984.
- SINUS, Die verunsicherte Generation. Jugend und Wertwandel, Opladen 1983.
- Tom Smith, In Search of House Effects: A Comparison of Response to Various Questions by Different Survey Organizations, in: Public Opinion Quarterly, 42, 1978, S. 443–463.
- Ders., House Effects and the Reproducibility of Survey Measurements of the 1980 GSS and the 1980 American Election Study, in: Public Opinion Quarterly, 46, 1982, S. 54–68.
- DER SPIEGEL, Persönlichkeitsstärke, Hamburg 1983.
- Pavel Uttitz, Gesellschaftliche Rahmenbedingungen für die Entwicklung des Freizeitverhaltens von 1953 bis 1980 in der Bundesrepublik Deutschland, in: Zentralarchiv für empirische Sozialforschung (Universität zu Köln), ZA-Information 15, 1984, S. 17–37.
- Ezra Vogel, Japan as Number One, Cambridge, Mass. 1980.
- Randolph Vollmer, Das „Tonio-Kröger-Syndrom“ – oder: Wie „abgeschlafft“ ist die deutsche Arbeitsmoral?, in: Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny und Friedhelm Gebrmann (Hrsg.), Ansprüche an die Arbeit. Frankfurt/M. und New York 1984, S. 11–44.
- Friedrich Wetz, Jugend im Sozialisationsprozeß. Tabellenband, München 1967.
- Hans Zetterberg und Greta Frankel, Working Less and Enjoying it More in Sweden, in: Public Opinion, 4, 1981, Aug./Sept. 1981, S. 41–45.

Korrespondenzanschrift:

Dr. Karl-Heinz Reuband  
Zentralarchiv für empirische Sozialforschung  
Universität zu Köln  
Bachemerstr. 40  
5000 Köln 41